

Thomas Köhler
Freuds Schriften zu Literatur, Kunst und Ästhetik

Das Anliegen der Buchreihe Bibliothek der Psychoanalyse besteht darin, ein Forum der Auseinandersetzung zu schaffen, das der Psychoanalyse als Grundlagenwissenschaft, als Human- und Kulturwissenschaft sowie als klinische Theorie und Praxis neue Impulse verleiht. Die verschiedenen Strömungen innerhalb der Psychoanalyse sollen zu Wort kommen, und der kritische Dialog mit den Nachbarwissenschaften soll intensiviert werden. Bislang haben sich folgende Themenschwerpunkte herauskristallisiert: Die Wiederentdeckung lange vergriffener Klassiker der Psychoanalyse – wie beispielsweise der Werke von Otto Fenichel, Karl Abraham, Siegfried Bernfeld, W. R. D. Fairbairn, Sándor Ferenczi und Otto Rank – soll die gemeinsamen Wurzeln der von Zersplitterung bedrohten psychoanalytischen Bewegung stärken. Einen weiteren Baustein psychoanalytischer Identität bildet die Beschäftigung mit dem Werk und der Person Sigmund Freuds und den Diskussionen und Konflikten in der Frühgeschichte der psychoanalytischen Bewegung.

Im Zuge ihrer Etablierung als medizinisch-psychologisches Heilverfahren hat die Psychoanalyse ihre geisteswissenschaftlichen, kulturanalytischen und politischen Bezüge vernachlässigt. Indem der Dialog mit den Nachbarwissenschaften wiederaufgenommen wird, soll das kultur- und gesellschaftskritische Erbe der Psychoanalyse wiederbelebt und weiterentwickelt werden.

Die Psychoanalyse steht in Konkurrenz zu benachbarten Psychotherapieverfahren und der biologisch-naturwissenschaftlichen Psychiatrie. Als das ambitionierteste unter den psychotherapeutischen Verfahren sollte sich die Psychoanalyse der Überprüfung ihrer Verfahrensweisen und ihrer Therapie-Erfolge durch die empirischen Wissenschaften stellen, aber auch eigene Kriterien und Verfahren zur Erfolgskontrolle entwickeln. In diesen Zusammenhang gehört auch die Wiederaufnahme der Diskussion über den besonderen wissenschaftstheoretischen Status der Psychoanalyse.

Hundert Jahre nach ihrer Schöpfung durch Sigmund Freud sieht sich die Psychoanalyse vor neue Herausforderungen gestellt, die sie nur bewältigen kann, wenn sie sich auf ihr kritisches Potenzial besinnt.

BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE

HERAUSGEGBEN VON HANS-JÜRGEN WIRTH

Thomas Köhler

Freuds Schriften zu Literatur, Kunst und Ästhetik

Eine Darstellung und kritische Bewertung

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe
© 2014 Psychosozial-Verlag
Walltorstr. 10, D-35390 Gießen
Fon: 06 41 - 96 99 78 - 18; Fax: 06 41 - 96 99 78 - 19
E-Mail: info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Reproduktion der *Gradiva* aus Freuds Therapiezimmer
Umschlaggestaltung & Layout: Hanspeter Ludwig, Wetzlar
www.imaginary-world.de
Satz: Andrea Deines, Berlin
Druck: PRINT GROUP Sp. z o.o., Stettin
ISBN 978-3-8379-2350-6

Inhalt

Vorwort	7
1 Einleitung und Überblick	9
2 Die Schriften zur Literatur	13
2.1 Die Interpretation der <i>Gradiva</i> -Erzählung	13
2.1.1 Historisches	13
2.1.2 Der Inhalt der Novelle	14
2.1.3 Exkurs: Freuds Traumtheorie und die Lehre von der Wiederkehr des Verdrängten	23
2.1.4 Freuds Deutungen der Erzählung	27
2.2 »Der Dichter und das Phantasieren«	43
2.3 »Das Motiv der Kästchenwahl«	48
2.4 »Eine Kindheitserinnerung aus ›Dichtung und Wahrheit‹«	55
2.5 »Dostojewski und die Vatertötung«	61
2.6 Die »Ansprache im Frankfurter Goethe-Haus«	72
3 Die Schriften zur Kunst	85
3.1 Vorbemerkungen	85
3.2 <i>Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci</i>	85
3.3 »Der Moses des Michelangelo«	112

Inhalt

4	Die Schriften zur Ästhetik	127
4.1	Vorbemerkungen	127
4.2	<i>Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten</i>	128
4.3	»Der Humor«	151
4.4	»Das Unheimliche«	155
	Literatur	167
	Personen- und Sachverzeichnis	169

Vorwort

Die Intention dieses Buches ist die gleiche wie die der gerade in zweiter Auflage erschienenen Monografie *Freuds Schriften zu Kultur, Religion und Gesellschaft – Eine Darstellung und kritische Bewertung* (Köhler 2014a), nämlich die einschlägigen Freud'schen Schriften verkürzt und geglättet wiederzugeben, auf ihre Entstehungsgeschichte und Rezeption einzugehen, Querverweise auf andere Schriften dieses Autors zu liefern und schließlich die Interpretation der einen oder anderen unklar scheinenden Stelle zu versuchen. Die Intention ist – denke ich – insofern sinnvoll, als einige dieser Schriften etwas ausschweifend sind und seinerzeit an eine Leserschaft gerichtet waren, die im Allgemeinen größere literarische Bildung besaß und wohl auch mehr Zeit für Lektüre zur Verfügung hatte als heute üblich. Ein maximaler Erfolg wäre es, wenn die einen oder anderen dank dieser Anregung die Originalschriften studierten, ein Teilerfolg, wenn sie wenigstens die Inhalte zur Kenntnis nehmen würden und so ein wenig von der unvergleichlichen Reichweite der psychoanalytischen Thesen erahnen könnten.

Geglättert bedeutet, dass große Teile der Freud'schen Texte übergangen wurden, darunter jene, in denen der zweifellos belesene Analytiker nur allzu gerne seine Belesenheit auch andere spüren lässt, weiter dass – um den Argumentationsgang besser erkennen zu lassen – vieles in die umfangreichen Anmerkungen an den Kapitelenden verlegt wurde, welche man bei allererster Lektüre wohl notfalls überlesen kann, beim zweiten Durchlesen aber nicht mehr. Das dritte Durchlesen sollte das der betreffenden Schriften Freuds selbst sein, da erfreulicherweise alle auch als preiswerte Ausgabe im Fischer Taschenbuch Verlag vorliegen, so die Gradiva-Studie (einschließlich der

Erzählung Jensens [Band 10455]), *Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci* (Band 10457), »Der Moses des Michelangelo« (zusammen mit »Der Dichter und das Phantasieren«, »Das Motiv der Kästchenwahl«, »Eine Kindheitserinnerung aus >Dichtung und Wahrheit<«, »Das Unheimliche«, »Dostojewski und die Vatertötung«, Die Schriften im Rahmen des Verleihung des Goethepreises [Band 10456]), *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten* (zusammen mit der Schrift »Der Humor«) in Band 10439.

Ich selbst zitiere, wie es üblich ist, nach den *Gesammelten Werken* (GW); lediglich wurden einige ältere Schreibweisen von Eigennamen angepasst, speziell Mona Lisa statt Monna Lisa sowie Michelangelo statt Michel Angelo.

Dem Psychosozial-Verlag bin ich sehr für das Angebot verbunden, ein weiteres Buch von mir in die renommierte Reihe »Bibliothek der Psychoanalyse« aufzunehmen, dem Lektorat, insbesondere Frau Motzet und Frau Sündermann sowie Herrn Flierl danke ich für die wertvollen Hinweise bei der Texterstellung, Frau Motzet zudem für die extrem gründliche und kompetente Lektorierung. Meine liebe Frau Carmen hat nicht nur ihr übliches Verständnis aufgebracht, sondern mir auch höchst engagiert bei der Korrektur geholfen.

Hamburg, im März 2014
Thomas Köhler

1 Einleitung und Überblick

Dass Sigmund Freud – selbst nicht Psychologe, sondern Nervenarzt – der einzige akademisch und praktisch in der Psychologie Tätige ist, dessen Werk über diesen engen Kreis hinaus bekannt geworden ist, liegt sicher nicht nur daran, dass er mit der Psychoanalyse eine Therapieform psychischer Störungen begründete. Diese ist mittlerweile eine unter vielen, ihre Erfolge bei zahlreichen Leiden sind eher mäßig und zumeist unzureichend wissenschaftlich evaluiert. Diesbezüglich sehr viel bedeutsamer ist, dass Freud mit seinen Annahmen einer (später das Erwachsenenleben beeinflussenden) infantilen Sexualität, der Verdrängung und der Wiederkehr des Verdrängten unter Entstellung sowie durch seine Unterscheidung bewusster (eigentlich eher vorbewusster) und unbewusster psychischer Prozesse, welche prinzipiell unterschiedlichen Denkregeln folgen, eine originelle und intellektuell fesselnde Gesamttheorie des Seelenlebens aufstellte. Demgegenüber stellen sich die methodisch zwar meist sauberer gewonnenen Einzelbefunde der akademischen Psychologie als praktisch oft irrelevante und langweilige Weisheiten heraus.¹

Betrachtet man beispielsweise jene Konzepte oder Begriffe, welche einem akademischen Laienpublikum geläufig sind und die auch in dessen Sprachschatz und Argumentation eingehen, so sind diese so gut wie immer Freud'scher Provenienz, etwa Verdrängung, Ödipuskomplex, Übertragung, Widerstand, Fixierung, Regression, Lustprinzip, Realitätsprinzip, Narzissmus, um nur einige zu nennen. Abgesehen von den Freud'schen Terminen sind lediglich die Begriffe der klassischen und operanten Konditionierung (letzterer meist unter der Bezeichnung Verstärkung) über den engen Kreis

der Psychologie hinausgetreten. Auch hier muss man der historischen Gerechtigkeit zuliebe anmerken, dass beide Konzepte unter den Bezeichnungen »Herstellung einer assoziativen Verbindung« und »primärer bzw. sekundärer Krankheitsgewinn« von Freud lange vor Watson und Skinner verwendet wurden, wobei er sie, anders als letztere Autoren, nicht zum schmalen Fundament einer pompösen klinischen Theorie machte, sondern sie als Begriffe in sein umfassendes Theoriegebäude einbaute.

Weiter entscheidend für die Verbreitung des Freud'schen Gedankengutes auch über den engen Bereich der Psychologie und Psychopathologie hinaus ist die Tatsache, dass mittels seiner Konzepte nicht nur unmittelbar ins Auge stechende psychische Abnormitäten verständlich gemacht werden können, sondern dass seine Theorie auch Licht auf andere große Bereiche des Lebens werfen kann – wobei mir die Herleitung der Religion aus dem vorgeschichtlichen kollektiven Vatermord sein diesbezüglich mit Abstand bemerkenswertester Beitrag erscheint (s. dazu Köhler 2014a).

Weniger bekannt sind Freuds Beiträge zur Literatur und Kunst, schon deswegen, weil er nicht den Versuch macht, »die Literatur« oder »die Kunst« an sich zu erklären, sondern lediglich einzelne Objekte dieser Bereiche psychoanalytisch beleuchtet.

Sieht man einmal davon ab, dass bereits in der berühmten *Psychopathologie des Alltagslebens* (Freud 1901b) literarische Beispiele herangezogen werden, um die Annahme eines strengen Determinismus bei den Fehlleistungen zu illustrieren² – und zu zeigen, dass die Dichter sich sehr wohl dieser Tatsache bewusst waren und sie stilistisch geschickt einsetzen –, erscheint seine erste größere Schrift zur Literaturinterpretation im Jahre 1907 (also etwa sieben Jahre nach der *Traumdeutung* und zwei Jahre nach den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, in welchen Schriften die wesentlichen Grundzüge der psychoanalytischen Theorie entwickelt sind). Es ist die Studie *Der Wahn und die Träume in W. Jensens »Gradiva«* (1907a). Unter der Annahme, dass ein Roman analog zum Traum eine psychische Schöpfung darstellt und deshalb bis in seine Details hinein sinnvoll ist, unternimmt es Freud, den versteckten und wohl selbst dem Dichter nicht immer bewussten Textsinn mithilfe psychoanalytischer Prinzipien zu finden – etwa indem er auch hier die bei der »Traumarbeit« beobachteten Mechanismen wie Verdichtung, Verschiebung und Symboldarstellung als

stilistische Merkmale herausarbeitet und das literarische Produkt als Fantasiebefriedigung unbewusster Wünsche deutet (wie es eben beim Traum der Fall ist). In der *Gradiva* ist es eine eigenartige Mischung aus Traum und wahnhaftem Wacherleben, welche der psychologischen Deutung unterzogen wird und die zeigt, »daß von Dichtern erfundene Träume sich oft der Analyse gegenüber wie genuine verhalten« (1907a, GW VII, S. 76). Oder, wie es etwa ein Vierteljahrhundert später in der *Selbstdarstellung* heißt:

»An einer kleinen, an sich nicht besonders wertvollen Novelle, der >Gradiva< von W. Jensen, konnte ich nachweisen, daß erdichtete Träume dieselben Deutungen zulassen wie reale, daß also in der Produktion des Dichters die uns aus der Traumarbeit bekannten Mechanismen des Unbewußten wirksam sind« (1925d, GW XIV, S. 91).

Einige Jahre später wird in der Schrift *Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci* (1910c) eine Mitteilung des genannten Künstlers psychoanalytisch beleuchtet: Es handelt sich um die Erinnerung an oder besser die Fantasie eines Geiers (eigentlich: Milans), der sich auf die Wiege des Kleinkindes setzt und ihm mit seinem Schwanz mehrfach zwischen die Lippen stößt. Freud deutet dies als Ausdruck einer sehr frühen erotischen Mutterbeziehung (bei fehlendem Vater) und leitet hieraus u.a. die latente Homosexualität des Künstlers ab. Außerdem werden aus diversen biografischen Gegebenheiten einige Details seines Gemäldes *Die heilige Anna Selbdritt* erklärt – womit zugleich Freuds erster Versuch vorliegt, ein Kunstwerk mittels psychoanalytischer Prinzipien verständlicher machen.

Kurz danach erscheint eine eher theoretische Arbeit zur Literatur, nämlich »Der Dichter und das Phantasieren« (1908e), in der Freud literarische Produkte als offengelegte Tagträume deutet, welche er wiederum als die Fortsetzung des kindlichen Spiels beim Erwachsenen ansieht.

Wenige Jahre später werden die Arbeiten zur Literatur wieder aufgenommen, zunächst durch den Aufsatz »Das Motiv der Kästchenwahl« (1913f), in dem das Motiv der Wahl eines Mannes zwischen drei Frauen an Beispielen aus der Mythologie und zwei Shakespeare-Dramen eingeführt und psychoanalytisch interpretiert wird. 1917 folgt »Eine Kindheitserinnerung aus Dichtung und Wahrheit« (1917b): Eine Erinnerung Goethes, wie er als Kind Geschirr aus dem Hause seiner Eltern durch das Fenster

warf, bringt Freud in zeitlichen Zusammenhang mit der Geburt eines jüngeren Geschwisters und deutet dies – sich auf Analysen von Patienten stützend – als Todeswunsch gegenüber dem neuen Familienmitglied. All diesen Arbeiten ist gemeinsam, dass eine im Kontext des jeweiligen Werkes nicht oder nur unvollständig motiviert erscheinende Handlung sich unter Annahme unbewusster Impulse mittels psychoanalytischer Konzepte als sinnvoll und verständlich darstellt. Die späte Schrift »Dostojewski und die Vatertötung« (1928b) stellt eine Pathografie dar, betrachtet den Schriftsteller also als neurotisch Kranken und deutet dabei seine epileptischen Anfälle als hysterische Symptome.

Weniger zahlreich sind Freuds Schriften zur Kunst. Neben der in der *Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci* vorgelegten Bildinterpretation ist nur der Aufsatz »Der Moses des Michelangelo« (1914b) zu nennen, in dem psychoanalytische Überlegungen allerdings keine Rolle spielen. Freud gibt lediglich eine Deutung der Haltung und Darstellung der Mosesstatue. Vielmehr haben andere Autoren (so Jones 1984b, S. 428ff.) sich gefragt, was Freuds großes Interesse an den herabgleitenden und gerade noch festgehaltenen Gesetzestafeln zur Zeit der großen »Abfallbewegungen« von der Psychoanalyse zwischen 1911 und 1913 zu bedeuten hatte.

Anmerkungen zu Kapitel 1

- 1 Ausdrücklich ausnehmen möchte ich hier gewisse Aussagen der biologischen Psychologie, welche sich zum Ziel setzt, psychologische Beobachtungen mit biologischen Grundgegebenheiten und Prozessen (etwa der Neurotransmission) in Verbindung zu setzen (s. dazu Lehrbücher der Biopsychologie, etwa Köhler 2010). Was dort an Erkenntnissen gewonnen wurde, ist zum einen nicht trivial (lässt beispielsweise die Verhaltensweisen nach Einnahme der unterschiedlichen Rauschdrogen verstehen) und besitzt auch unmittelbar praktische, speziell therapeutische Bedeutung. Darüber hinaus beginnt sich zunehmend die Öffentlichkeit für diese Thesen zu interessieren – etwa dass Dopamin das »Glückshormon« ist, dass das Hormon Oxytozin das Bindungsverhalten beeinflusst, dass dem Neurotransmitter Serotonin strukturchemisch ähnliche Stoffe die Wahrnehmung verändern können. Vorläufig liefert aber diese interessante Disziplin lediglich Einzelbefunde.
- 2 Auch in der *Traumdeutung* (1900a) finden sich diverse Literaturinterpretationen, auf welche genauer einzugehen angesichts des gesetzten engen Raums nicht möglich ist.

2 Die Schriften zur Literatur

2.1 Die Interpretation der *Gradiva*-Erzählung

2.1.1 Historisches

In den ersten Jahren nach 1900, als Freud mit seinen Schriften, u.a. der *Traumdeutung*, gewisse Bekanntheit erlangt hatte und sich verschiedene Personen, darunter einige Ärzte, ernsthafter mit seinen Theorien befassten, wurde an ihn die Anregung herangetragen, sich auch »um jene Träume zu kümmern, die überhaupt niemals geträumt worden, die von Dichtern geschaffen und erfundenen Personen im Zusammenhang einer Erzählung beigelegt werden« (Freud 1907a, GW VII, S. 31).¹ Nach Recherchen von Urban (2009, S. 17f.) hat offenbar W. Stekel, auf dessen Anregung die »Psychologische Mittwoch-Gesellschaft« gegründet wurde, Jensens Novelle bald nach ihrem Erscheinen 1903 dort eingeführt und dabei eine Diskussion ausgelöst, wie ein Roman, dessen Entwicklung und Logik so sehr mit der des psychoanalytischen Theoriegebäudes übereinstimmt, ohne Kenntnis von Freuds Schriften verfasst worden sein konnte. Es war in jedem Fall Stekel, der an den Dichter schrieb, ob er denn die Schriften zu den Träumen gelesen habe (Brief abgedruckt in Urban 2009, S. 17), und recht »unwirsch« eine verneinende Antwort erhielt (s. 2.1.3). Anscheinend machte C. G. Jung später Freud erneut auf die Erzählung aufmerksam – noch in einer Zeit, wo beide nur im (Anfang 1906 begonnenen) freundlichen Briefwechsel standen und lange, bevor es zu dem bekannten heftigen Zerwürfnis kam. Laut Jones

(1984b, S. 402) schrieb Freud die Studie während der Sommerferien 1906 mit großem Vergnügen und nicht zuletzt mit der Absicht, Jung damit eine Freude zu machen. Erschienen ist sie dann im Mai 1907 und sie wurde von ihm häufiger erwähnt, etwa in der *Selbstdarstellung* (1925d, GW XIV, S. 91).

Fünf Jahre später wurde der zweiten Auflage ein Nachtrag angefügt, in dem Freud im Wesentlichen auf andere Werke des (inzwischen verstorbenen) Dichters hinwies, »welche in genetischer Beziehung zur ›Gradiva‹ stehen dürften, als Vorstudien oder als frühere Bemühungen, das nämliche Problem des Liebeslebens in poetisch befriedigender Form zu lösen« (1907a, GW VII, S. 123).

2.1.2 Der Inhalt der Novelle

Wilhelm Jensen, ein Schriftsteller, dessen zahlreiche Werke (weit über 100) seinerzeit gewissen Erfolg hatten, ist heute so gut wie vergessen und auch in größeren Konversationslexika nicht mehr aufgeführt. Lediglich die nicht allzu anspruchsvolle, gleichwohl »nette« Erzählung *Gradiva* hat durch Freuds psychoanalytische Interpretation größere späte Beachtung gefunden.

Zentrale Gestalt ist der Dozent der Archäologie Norbert Hanold, dessen Alter nicht angegeben wird, aber um die Dreißig liegen dürfte. Obwohl durchaus nicht unattraktiv und immer wieder eher zwangswise in Gesellschaften verkehrend, hatte er bis dato kein wesentliches Interesse an Frauen entwickelt und offenbar auch keine noch so flüchtige Liebesbeziehung gehabt. Sein Interesse galt ganz der Archäologie, er machte – ausgestattet mit einem nicht unbeträchtlichen Vermögen – zahlreiche Reisen, nicht zuletzt nach Italien, wo ihm einst in einer römischen Antikensammlung ein Relief einer jungen Dame ausnehmend gut gefallen hatte, die den rechten Fuß fast senkrecht auf den Fußboden setzend und ihr Gewand hochraffend, zielstrebig und zugleich anmutig dahinschritt. Froh, in Deutschland zurück, einen »vortrefflichen« Abguss dieses Reliefs erhalten zu haben, platzierte er diesen an einen wohl gewählten Platz seines Arbeitszimmers, sodass er das Werk leicht bei Belieben betrachten konnte. Er gab der Dame den Namen Gradiva (die »Vorschreitende«), versetzte sie in Gedanken nicht in die lärmende Stadt Rom, sondern ins beschaulichere Pompeji, wo sie im Augenblick der Darstellung gerade die Steine überschritt, die

in gewissen Abständen die Überquerung der Straßen trockenen Fußes ermöglichen, zugleich aber den Karrenräder Durchlass gestatteten; weiter schloss bzw. fantasierte Hanold, es handle sich um die Tochter eines hochgestellten Mannes, aufgrund ihrer Gesichtszüge vielleicht sogar griechischer Abstammung. Während seine Fantasie sie so ins Pompeji noch vor dem berühmten Vesuvausbruch versetzte und sich entsprechende Straßenszenen ausmalte, war sein rationaler Teil bemüht herauszufinden, was ihn so an diesem künstlerisch nicht besonders hervorragenden Werk faszinierte. Bald glaubte er, herausgefunden zu haben, dass es der besondere Gang war, das erwähnte Aufsetzen ausschließlich der Zehen des ansonsten fast senkrecht gestellten Fußes. Er versuchte an sich selbst erfolglos diese Gangweise, holte die Meinung eines befreundeten Anatomen ein und begann zunehmend den Gang der Frauen auf den Straßen zu beobachten, ohne aber dabei je die charakteristische Schrittsetzung der »Gradiva« beobachten zu können.

Nachdem er mehr und mehr zu der festen Überzeugung gelangt war, dass das Vorbild des Reliefs in Pompeji gelebt hatte, sah er sich bald darauf im Traum in diese Stadt im Jahre 79 n.Chr. während des schrecklichen Vulkanaustrucks versetzt, wurde selbst von den Lavabrocken beinahe getroffen und bemerkte die Gradiva, wie sie trotz des Chaos scheinbar teilnahmslos ruhig zu den Stufen eines Tempels schritt, sich dort niederlegte, von den Dämpfen vergiftet und schließlich vom Aschenregen verschüttet wurde. Schweißgebädet erwachte Norbert Hanold darauf, bemerkte den schönen Frühlingsmorgen und sah, ans Fenster tretend, in der Menge eine junge Dame, die in ähnlicher Weise wie die Gradiva, das Kleid leicht raffend, dahinschritt. Er stürzte sich nach unten, fand die Gesuchte aber im Getümmel nicht mehr und wurde überdies wegen seiner Morgenkleidung verspottet. Zurück in seiner Wohnung, entschloss er sich zu einer Frühlingsreise nach Italien, die er auch unmittelbar antrat, jedoch aufgrund der zahlreichen Hochzeitspaare mit ihrem Geturtel wenig genoss. Nachdem eines dieser Paare sich mit August und Grete angeredet hatte, nannte er für sich all diese so, versuchte sie zu vergeblich zu meiden, verließ nicht zuletzt aus diesem Grund bald Rom, dann Neapel und entschloss sich – auch um den Capri anstrebenden Paaren aus dem Weg zu gehen –, in das ihm natürlich längst bekannte Pompeji zu reisen und sich nahe der Ausgrabungen einzquartieren.

Am nächsten Tag durchstreifte er ziemlich lustlos die ausgegrabene Stadt, ärgerte sich über die zahllosen Touristen und entschloss sich, während diese

außerhalb ihr Essen einnahmen, in der heißen Mittagszeit (der Geisterstunde nach dem Glauben der Antike) seine Besichtigungen fortzusetzen, allerdings mit dem bis dahin unbekannten Gefühl, seinem Hauptinteresse, der Archäologie, plötzlich nichts mehr abgewinnen zu können. Da sah er plötzlich die Gradiva des Reliefs dahinschreiten:

»Ganz zweifellos war sie's; wenn auch die Sonnenstrahlen ihre Gestalt wie mit einem dünnen Goldschleier umgaben, nahm er sie doch deutlich und geauso im Profil, wie auf dem Relief, gewahr. Ein wenig neigte der Kopf sich vor, dessen Scheitel ein auf den Nacken zurückfallendes Tuch überschlang, die linke Hand hielt das außerordentlich reichfältige Kleid leicht aufgerafft, und nicht weiter als bis zu den Knöcheln reichend, ließ es klar erkennen, daß bei der fortschreitenden Bewegung der rechte Fuß sich im Zurückbleiben, wenn auch nur einen Moment lang, auf den Zehenspitzen mit der Ferse beinah' senkrecht emporhob. Nur stellte hier nicht ein Steingebild alles in gleichmäßiger Farblosigkeit dar, das Gewand, sichtlich aus weich-schmiegsamen Stoff verfertigt, sah nicht mit kaltem Marmorweiß, sondern einem leicht ins Gelbliche fallenden warmen Ton an, und das leisgewellt unter dem Kopftuch auf der Stirn und an der Schläfe hervorblickende Haar hob sich mit goldfarbenem Glanz von der Alabasterfarbe des Gesichtes ab« (Jensen 2009, S. 161f.).

Für einige Zeit zunächst wie erstarrt, sah Hanold die Erscheinung in einer »Haus des Meleager« genannten Villa verschwinden, wohin er ihr schließlich folgte. Dort fand er sie sitzen, auf ihrem Schoß offenbar ein Papyrusblatt ausbreitete. Zuerst auf Griechisch, dann in Latein fragte er sie nach ihrer Herkunft, erhielt zunächst keine Antwort, schließlich aber doch den mit einem »wirklichen Lächeln« gegebenen Hinweis: »>Wenn Sie mit mir sprechen wollen, müssen Sie's auf Deutsch tun.<« Ihre Stimme war so, wie er sie sich vorgestellt hatte, ohne dass er hätte begründen können, wo er sie je gehört hatte, denn in dem der Reise vorausgegangenen Traum hatte ja nur er ihr etwas zugerufen. Diesen Traum erinnernd, bat er sie, ihr Gesicht noch einmal wie damals auf die Stufen zu legen, wobei sich die Situation plötzlich veränderte:

»Während seines Sprechens hatte sich etwas Eigentümliches begeben. Von den Mohnblüten her war ein goldfarbiger Falter, am Innenrand der Oberflügel leicht rot überhaucht, zu den Säulen herangeflattert, umgaukelte ein paarmal den Kopf der Gradiva und ließ sich dann auf dem braunen Haargewell über

ihrer Stirn nieder. Zugleich aber wuchs ihre Gestalt schlank und hoch empor, denn sie stand mit einer ruhig-raschen Bewegung auf, richtete Norbert Hanold kurz und stumm noch einen Blick entgegen, aus dem etwas sprach, als ob sie ihn für einen Irrsinnigen ansehe, und den Fuß vorsetzend, schritt sie in ihrer Gangart, den Säulen des alten Portikus entlang, davon. Nur flüchtig noch sichtbar, dann schien sie in den Boden versunken zu sein« (Jensen 2009, S. 169f).

Hanold stand »atemberaubt, wie betäubt«, hatte jedoch mit dumpfem Verständnis aufgefasst, was sich vor seinen Augen zugetragen hatte. Die Mittagsgeisterstunde war vorüber und in der »Gestaltung eines Schmetterlings von der Asphodeleswiese des Hades herauf eine geflügelte Botin gekommen, um die Abgeschiedene an ihre Rückkehr dorthin zu mahnen«. »Von seinem Mund irrite der Fortschreitenden ein Ruf nach: >Kehrst Du morgen in der Mittagsstunde wieder hieher?<. Doch sie wendete sich nicht um, gab keine Antwort und verschwand nach wenig Augenblicken im Winkel des Oecus hinter den Säulen« (ebd., S. 170).

Nach einem in eigenartigem Geisteszustand verbrachten Tag legte Norbert Hanold sich schlafen, um am nächsten Morgen nur das Eine im Bewusstsein zu haben: »[E]r müsse genau um die Mittagsstunde wieder im Haus des Meleager sein.«

Lange vor der Mittagszeit war er wieder in den Ausgrabungen, pflückte eine weiße Asphodelusblume (die »Blume der Unterwelt«), begab sich dann zum genannten Haus, in der ständigen Angst, die Gradiva nicht erneut zu treffen, da es ja den Bewohnern der Unterwelt bestenfalls selten gestattet sein dürfte, das Reich der Lebenden zu betreten. Als er dann doch die Gestalt dort sitzen sah, rief er, an ein »Trugwerk« glaubend aus: »»Oh, daß du noch wärest und lebstest.« « Doch die »Vision« antwortete mit natürlicher Stimme und in ungezwungenem Gespräch: »»Willst Du Dich nicht auch setzen? Du siehst ermüdet aus« « und »»Bringst du mir die weiße Blume?« « (ebd., S. 176). Auch das sich dann entspinnende Gespräch war sehr viel ungezwungener als das am Tag zuvor, auf welches sich die »Gradiva« auch bezog:

»»Du sprachst gestern, du hättest mir einmal zugerufen, als ich mich zum Schlafen hingelegt, und nachher bei mir gestanden; mein Gesicht sei da ganz weiß wie Marmor gewesen. Wann und wo war das? Ich kann mich nicht daran erinnern und bitte Dich, es mir genauer mitzuteilen.« «